

XXXVI.

Die Ursache der Alopecia praematura.

Von

Dr. F. B. SOLGER

in Nelsse.

Man hat zwar schon rechthäufig versucht, für das frühzeitige Ausfallen des Haupthaars glaubhafte Erklärungen zu finden; allein man war in der Hauptsache bestrebt, die Ursachen dafür in rein äusserlichen Bedingungen zu suchen. Das Tragen des ringsum fest anliegenden Hutes, das häufige Kürzen der Haare, unzweckmässige Pomaden, Waschen mit kaltem Wasser, geistige Überanstrengung und wer weiss wie viele andere Gepflogenheiten mehr sind zum Sündenbock gestempelt worden. Stets musste man dabei bedacht sein, solche Momente anzuführen, die vorwiegend Sitten oder Unsitten des männlichen Geschlechtes sind. Denn in der Beobachtung, dass das Kahlwerden bei Frauen in einem ganz verschwindend kleinen Prozentsatze auftritt, herrscht allgemeine Übereinstimmung. Hier gilt das häufige Kämmen, das wie eine Massage der Kopfhaut wirken soll, als ein zweckmässiges Mittel zur Erhaltung des Haares.

Man wird ohne weiteres zugeben, dass alle diese Gründe nicht viel Glaubwürdigkeit für sich haben. Tatsächlich sind sie ja auch leicht genug zu entkräften. Ein Blick in die Kulturgeschichte genügt, um festzustellen, dass den Griechen und Römern, beidene das Tragen von Hüten nur bei aussergewöhnlichen Anlässen — bei Reisen z. B. — üblich war, die Glatze eine wohlbekannte Erscheinung war: der grosse Cäsar trug zu ihrer Verhüllung als dauernden Schmuck den Lorbeerkranz. Wäre das häufige Kürzen des Haares wirklich von schädlichem Einfluss, so sehe ich nicht ein, warum dieser Einfluss nicht auch beim Barte zu Tage tritt, den viele Tausende von Männern zeitlebens abrasieren oder kurz geschnitten tragen. Ausserdem gibt es bekanntlich ganze Völker, die sich den Schädel dauernd rasieren, ohne dass ihre Kopfhaut an Haarproduktionsfähigkeit einbüsst. Dass gar Pomaden von verderblicher Einwirkung auf den Haarkeim sein sollten, ist wohl ohne weiteres auszuschliessen — auf keinen Fall kann die auf der ganzen Welt verbreitete Alopecia praematura dem Missbrauch gewisser Salben und Pomaden zugeschrieben werden.

Die mikroskopische Untersuchung der Kopfhaut hat uns auch nicht weiter gebracht. Zwar sind Veränderungen atrophischer Natur wiederholt festgestellt worden, aber stets nur in Fällen, wo die Kahlheit schon längere Zeit bestanden hatte, sodass die Atrophie der Haut als Folgeerscheinung und nicht als Ursache anzusehen ist. — Endlich ist es auch nicht gelungen, einen bestimmten Mikroorganismus als Krankheitserreger festzustellen. Inwieweit schliesslich die Seborrhoe,

die gewöhnlich in Zusammenhang mit der Alopecie erwähnt wird, Anteil an dem Defluvium des Haupthaares hat, bedarf meines Erachtens noch genauer Untersuchungen; die vielen Fälle schwerer seborrhöischer Erscheinungen bei völlig intaktem Kopfhaar bis ins hohe Alter geben in dieser Hinsicht Anlass zum Denken.

Lässt uns somit die klinische und die anatomische Untersuchung im Stich, so wird es geraten sein, der Frage von einem andern Gesichtspunkte aus beizukommen. Das Prinzip der Erbllichkeit führt uns darauf, und wir finden sofort die wiederholt beobachtete Tatsache, dass die Glatze oft ein ausgeprägter Familiencharakter — unter den männlichen Gliedern — ist. Ebenso, wie ein starker Bartwuchs vom Vater auf die Söhne vererbt werden kann, sieht man eine frühzeitige Lichtung des Scheitels sich durch Generationen wiederholen. Hier ist der Punkt, von dem wir bei einem Erklärungsversuch ausgehen müssen.

Es handelt sich bei der hereditären Alopecia praematura um eine vererbte oder vererbare Konstitutionsanomalie, wie bei der Bluterkrankheit, der Gicht, wie bei gewissen Formen der Kurzsichtigkeit, bei Muttermalen und anderen Abnormitäten. Allerdings mit der Besonderheit, dass die Kahlheit, oder besser die Disposition zum frühzeitigen Kahlwerden, nicht auf alle Nachkommen gleichmässig vererbt wird, sondern in der erdrückenden Mehrzahl der Fälle nur auf die Söhne. Würden von den Geschwistern die verschiedenen Geschlechter gleichmässig befallen, so hätte man wohl schon längst das Prinzip der Vererbung in den Vordergrund der Betrachtung gestellt. Dann wäre die Alopecia praematura eine Erscheinung wie die Karies der Zähne, deren Disposition unbestreitbar vererblich ist. Man würde dann wohl auch nicht zögern, die allgemeinen Schäden der Kultur als Veranlassung zu bezeichnen¹⁾.

Nun liegen durch das Verschontbleiben der weiblichen Nachkommen die Verhältnisse für eine Erklärung schwieriger. Freilich nur auf den ersten Blick; denn wenn man den Gesichtskreis, unter dem man die Einzelercheinung betrachtet, noch weiter fasst, ergibt sich die Lösung ganz von selbst aus den Gesetzen der Entwicklung.

Bei vielen Tieren sind gewisse Bildungen und Fähigkeiten nicht gleichmässig bei beiden Geschlechtern vertreten, sondern nur Eigentümlichkeit des einen. Diese Besonderheiten, die bei der Entstehung der Arten nicht durch die Auslese im Kampf ums Dasein erklärt werden konnten, brachte Darwin in Beziehung zur sexuellen Sphäre und fasste sie unter der Bezeichnung der sekundären Geschlechtscharaktere zusammen. Sie dienen in der Hauptsache dazu, den Gefallen des anderen Geschlechts zu erregen, oder sie haben den Zweck, den Träger im Kampf um die Weibchen zu schützen und zu unterstützen. Hierher gehört, um nur ein paar Beispiele anzuführen, der Gesang der Nachtigall, das bunte Gefieder und die Sporen des Haushahns, das Geweih des Hirsches.

¹⁾ Kurzsichtigkeit und Zahnkaries werden vielfach derartig falsch beurteilt. Denn nur deshalb findet man in Wahrheit diese Übel bei den Naturvölkern nicht, weil bei ihnen ein gutes Auge und ein gutes Gebiss unerlässliche Lebensbedingungen sind, während die Segnungen der Kultur auch Menschen mit schlechten Augen und Zähnen ein langes Leben gestatten.

Auch beim Menschen finden wir solche sekundären Geschlechtscharaktere. Beim Manne ist der Bart eines der auffallendsten, während bei der Frau das lange Haupthaar unter den sekundären Geschlechtscharakteren ein Faktor von hervorragender Bedeutung ist. Man braucht nur die Dichtungen aller Völker und Zeiten einer oberflächlichen Betrachtung zu würdigen, um sich zu überzeugen, welche wichtige Stelle immer und überall das schöne Haar unter den Reizen der Frau eingenommen hat.

Hier liegt nach meiner Ansicht die Lösung. Ursprünglich wiesen die Geschlechter keinen Unterschied in der Behaarung auf. Aber die Geschlechtsauslese liess im Laufe der dahinrollenden Jahrtausende das Kopfhaar der Frau immer üppiger werden. Beim Manne trat es dagegen vor anderen Charakteren, besonders dem Barte, mehr und mehr in den Hintergrund. So kam es, dass bei der Fortpflanzung stets die Frauen mit schönem Haar bevorzugt wurden, nachdem es einmal zu einem bedeutsamen Attribut der weiblichen Schönheit geworden war; so kommt es, dass heute ein Mann mit frühzeitig gelichtetem Scheitel sehr wohl als gut ausschend, ja als schön gelten kann, während man eine Frau, die mit 30 Jahren anfängt, kahl zu werden, fast mit Entsetzen betrachtet.

Man bewerte dieses Moment ja nicht als zu geringfügig zur Erzeugung so bedeutender Folgeerscheinungen. Man mache sich nur einmal vollkommen klar, wie ungeheuer die schönste Frauenerscheinung in unseren Augen durch mangelndes Haar entstellt wird — in der Tat würde ihr jede halbwegs normal gebildete Rivalin mit vollem Haar den Rang ablaufen. Umgekehrt wird beim Manne eine „hohe Stirn“ eher als verstärkte Männlichkeit aufgefasst.

Man wird zugeben müssen, dass solche Empfindungen im Laufe der Jahrtausende nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der Geschlechter bleiben konnten. Immer und immer wieder schieden die Frauen mit schwachem Haarwuchs aus der Fortpflanzung aus, während die Männer den gleichen Fehler unbeanstandet weiter zu vererben Gelegenheit hatten, bis der Zustand unserer Tage erreicht war. Es fällt dabei nicht ins Gewicht, dass von einzelnen Völkern gewissen Mode-Einflüssen zufolge das Haar oder der Bart Jahrhunderte lang gestutzt, rasiert oder gar ausgezupft wird; im Vergleich mit den riesigen Zeiträumen, die die Menschheit in ihrer Entwicklung überdauert hat, verschwinden solche Spatien ohne nachhaltige Spur.

Wie oft wird von den Biologen und Anthropologen betont, dass der Mensch ein sich allmählich veränderndes Wesen ist, gleich allen übrigen Vertretern organischen Lebens überhaupt. Aus dem Zustande tierähnlicher Wildheit, in dem unsere Urstammeltern lebten, bis zu der hohen Kultur unserer Tage hat der Mensch schon mancherlei Verwandlungen innerlich und äusserlich durchgemacht, und wahrscheinlich sind wir von dem vollendeten Bilde wahrer Menschlichkeit noch ebenso weit entfernt, wie der *Amphioxus* vom warmblütigen Wirbeltier. Vielleicht ist, in diesem Lichte gesehen, die frühzeitige Kahlheit des Mannes in späteren Jahrtausenden die alltägliche Norm. Bei den Naturvölkern, die dem Urtypus des Menschen noch näher stehen als wir, ist sie ja tatsächlich noch nicht annähernd in der Masse verbreitet wie

unter den Trägern der Zivilisation und Kultur. Dem Wilden ist sein dichter Schopf noch ein wichtiger Schutz im Kampfe, ebenso wie ein gutes Gebiss ihm unersetzliche Lebensbedingung ist. Freilich ist das *cum grano salis* zu nehmen. Es mag genug Naturvölker mit völlig friedlichen Sitten und leicht verdaulichen Nahrungsmitteln geben — auf alle Fälle liegt die Zeit, in der ihre Vorfahren den natürlichen Schutz ihres Haares und die Hilfe eines tadellosen Kau-Apparates notwendig brauchten, viel kürzer zurück als jene, in der unsere kaukasischen Altvordern in solch rauher Umgebung lebten.

Zum Schluss möchte ich noch einmal auf jene Schädigungen zurückkommen, die rein äusserlicher Natur, die Entstehung der Alopecia praematura beeinflussen mögen. Dahin gehören: erschöpfende Krankheiten, dauernde seelische Depressionen, mangelnde Ernährung bei anstrengender Tätigkeit, aufreibende Lebensweise (Aufenthalt in den Tropen).

Sicherlich ist nicht von der Hand zu weisen, dass solche Einwirkungen das Ausfallen der Haare begünstigen. Wenn auch hier wieder der Mann weitaus stärker betroffen wird, als die Frau, so mag es ja ein wenig mit dazu beitragen, dass der Mann überhaupt der Teil ist, der den schwersten Sturm des Lebens auszuhalten hat. Die Hauptursache ist aber auch wieder die, dass durch die oben geschilderte geschlechtliche Auslese die Haare des Mannes weniger widerstandsfähig sind, als die der Frau. Ähnlich, wie ein Bluter viele Jahre seines Lebens verbringen kann, ohne Gelegenheit zu haben, von seiner verhängnisvollen Disposition etwas zu ahnen, so mögen viele Männer bei ruhigem Leben und guter Körperpflege ihr an sich lose sitzendes Haar konservieren, bis irgend eine Gelegenheitsursache das Ausfallen veranlasst. So mag es kommen, dass so viele harmlose äussere Einwirkungen als ausschlaggebend angesprochen werden, während die wahre Ursache in der Disposition des Einzelnen begründet ist.

So rückt die Alopecia praematura in die Kategorie derjenigen Leiden ein, die als Konstitutionsanomalien bekannt, wirklich vererbliche Abnormitäten darstellen. Sind wir bei ihnen, was die Heilung anbelangt, meist noch weit entfernt, erfreuliche Resultate verzeichnen zu können, so ist die Kenntnis ihres Wesens doch von einigem Interesse für den Arzt, besonders wenn er sich mit der Frage der Vererbung näher beschäftigt. Denn jede erbliche Abweichung von der Norm gibt uns Gelegenheit, die noch recht dunklen, oft laienhaften Wege, die die Natur auf diesem Gebiete einzuschlagen liebt, genau zu verfolgen, um allmählich dem Ziele näherzukommen, das darin besteht, feststellen zu lernen, warum eine bestimmte Anomalie des Grossvaters bei einem Enkel wieder auftaucht, warum eine andere durch einige Generationen hindurch bei allen Gliedern ausgeprägt ist, um später wieder zu verschwinden, warum von zwei Geschwistern eines der Mutter nachschlägt, das andere dem Vater, kurz warum das Individuum gerade so werden musste, wie es ist, und nicht anders.

Für jeden, der das Erblichkeitsproblem in der Pathologie einiger Massen zu beurteilen weiss, ist es klar, dass eine Anführung zahlreicher Fälle von Alopecia praematura, bei denen sich hereditär auch nicht die geringsten Anzeichen bieten, durchaus nicht imstande sein wird, das Gesagte zu widerlegen. Bei dem für diese Arbeit beschränkten Raum

habe ich die Hauptergebnisse des augenblicklichen Standes der Deszendenztheorien als bekannt voraussetzen müssen. Hier sei nur noch das eine gesagt, dass, wer immer sich mit dem Vererbungsproblem befassen will, im Gegensatz zu unserer klinischen Schulung die Vorfahren beider Eltern gleichmässig berücksichtigen muss, um zu stichhaltigen Resultaten zu gelangen¹⁾.

XXXVII.

Aus der Universitäts-Poliklinik für Kinderkrankheiten zu Berlin.

(Geh. Rat Prof. Dr. Heubner.)

Ein Beitrag zur Vererbung der Syphilis.²⁾

Von

Dr. PETER MISCH.

Ist die Syphilis schon rein nosologisch betrachtet eine der interessantesten Krankheiten, so bietet die Frage ihrer Vererbung eins der bedeutendsten und schwierigsten Probleme der ganzen Biologie. Kein Gebiet ist aber auch so wie die Geschichte der Syphilisvererbung „von traditionellen Hypothesen und von einem ganzen Sagenkreis“ umspinnen; nirgends findet man wie hier eine solche Fülle von Unklarheiten und Widersprüchen, einen solchen Rattenkönig von Gesetzen und Ausnahmen und Theorien, aussergewöhnlichen Tatsachen und unerklärlichen Eigentümlichkeiten, von „Mysterien“, um mit Fournier³⁾ zu sprechen. Bei der Syphilis walten nicht dieselben Naturgesetze, wie bei den anderen Infektionskrankheiten; die Syphilis nimmt in vieler Beziehung eine ganz spezifische Sonderstellung ein, so lesen wir bei Kassowitz⁴⁾. Schon allein die generative, speziell die spermatische Infektionsübertragung findet bei keiner bekannten Infektionskrankheit eine Analogie⁵⁾ und ist in ein mystisches Dunkel gehüllt, das sich vorläufig unserer grobsinnlichen Vorstellung entzieht⁷⁾. Das Sperma gilt im allgemeinen als durch Kontaktwirkung nicht infektiös; aber

¹⁾ Siehe darüber m. Arbeit: Hereditär oder kongenital, ein Beitrag zur Frage der hereditären Syphilis (Dermatol. Centralblatt 1904, No. 90).

²⁾ Erscheint mit Einverständnis aller Beteiligten in gleicher Weise wie im „Jahrbuch für Kinderheilkunde“.

³⁾ Alfred Fournier, Vererbung der Syphilis, bearbeitet von Finger. Wien. 1892.

⁴⁾ cf. Diskussion zu Matzenauer's Vortrag: Vererbung der Syphilis. Wien. med. Wochenschr. No. 7—11. 1903.

⁵⁾ Lubarsch, Ergebnisse der allgemeinen Ätiologie und pathologischen Anatomie. 1896. I.

⁶⁾ Hochsinger, Studien über hereditäre Syphilis. 1898.

⁷⁾ Matzenauer, Die Vererbung der Syphilis. Wien. 1903.